



Glaubenssachen

Sonntag, 7. Juni 2020, 08.40 Uhr

Was nicht geschrieben werden kann
Es gilt das gesprochene Wort
Von Christoph Fleischmann

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt
und darf nur für private Zwecke des Empfängers
benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B.
Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der
Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung,
Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors
zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf
der Genehmigung des NDR.

Zitator 1:

Am Anfang war das Wort.

Zitator 2:

Und die Erde war wüst und leer und es war finster auf der Tiefe; der Hauch Gottes schwebte über dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.

Sprecher:

Das lebendige Wort, das mit Atem gesprochene Wort war der Anfang.

Zitator 2:

Und Gott sprach. Lasset uns Menschen machen; ein Bild, das uns gleich sei.

Sprecher:

Das Wort schafft eine Welt; es löst vielfältige Resonanz aus. Das ist so unter den Menschen: Sprechen erzeugt Resonanz. Das beginnt bei der Sprecherin und beim Sprecher selbst: Das Wort kann uns bewegen: Wenn ich vom Tod meines Freundes erzähle, wird meine Stimme manchmal brüchig. Wenn ich von ihm schreibe, löst das keine vergleichbare Reaktion aus.

Das gesprochene Wort wirkt natürlich auch auf die Anderen ein, zu denen es gesagt ist. Sie sind berührt, angeregt, empört oder gelangweilt – was auch immer. Und durch ihre Art zuzuhören, sind sie am Sprechen beteiligt. Ihr Hören wirkt auf die Sprecherin oder den Sprecher. Sehr eindrücklich hat das Heinrich von Kleist beschrieben in seinem Essay Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. Wenn er einen Gedanken noch nicht klar fassen könne, so der Dichter, versuche er ihn seiner Schwester laut vorzutragen:

Zitator 1:

Ich mische unartikulierte Töne ein, ziehe die Verbindungswörter in die Länge, gebrauche auch wohl eine Apposition, wo sie nicht nötig wäre, und bediene mich anderer, die Rede ausdehnender, Kunstgriffe, zur Fabrikation meiner Idee auf der Werkstatt der Vernunft, die gehörige Zeit zu gewinnen. Dabei ist mir nichts heilsamer, als eine Bewegung meiner Schwester, als ob sie mich unterbrechen wollte; denn mein ohnehin schon angestrengtes Gemüt wird durch diesen Versuch von außen, ihm die Rede, in deren Besitz es sich befindet, zu entreißen, nur noch mehr erregt, und in seiner Fähigkeit, wie ein großer General, wenn die Umstände drängen, noch um einen Grad höher gespannt. [...] Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht; und ein Blick, der uns einen halbausgedrückten Gedanken schon als begriffen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die ganze andere Hälfte desselben.

Sprecher:

Erst das Aussprechen vor einem anderen Menschen bringt den Gedanken klar hervor. Nun könnte man einwenden, dass Schriftsteller doch auch schreibend denken können. Ja, es gibt auch die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben, sicher – was dabei aber fehlt, ist die Rückmeldung beim Entstehen des Gedankens. Das

fragende Gesicht eines Gegenübers oder der Widerspruch im Gespräch sind die schnellste Korrektur der Ideen. Was gesprochen nicht überzeugt, braucht auch nicht aufgeschrieben zu werden. Wie viel Papier bliebe zum Segen aller unbedruckt, wenn der potentielle Schreiber vorher jemanden von seinen Ideen erzählt hätte!

Wer schreibt, sendet eine Botschaft in die Welt: Ein Signal aus der Einsamkeit, das seine Empfänger erst finden muss. Die Leser können es tatsächlich nur Empfangen, Hinnehmen, Meditieren – ein Gespräch entsteht aus dem Text nicht, denn der Autor bleibt für Rückfragen stumm:

Zitator 2:

Das ist wohl das Bedenkliche beim Schreiben und gemahnt wahrhaftig an die Malerei; auch die Werke jener Kunst stehen vor uns als lebten sie; doch fragst du sie etwas, so verharren sie in gar würdevollem Schweigen. Ebenso auch die Worte eines Aufsatzes: Du möchtest glauben sie sprechen und haben Vernunft; aber wenn du nach etwas fragst, was sie behaupten, um es zu verstehen, so zeigen sie immer nur ein und dasselbe an.

Sprecher:

So zitiert Platon seinen Lehrer Sokrates im Dialog Phaidros. Das Misstrauen gegenüber der scheinbar selbstverständlichen Schrift ist also recht alt. Dass die Kritik an der Schrift nur schriftlich überlebt hat, geschenkt. Die Argumente von Sokrates sind deswegen nicht falsch:

Zitator 2:

Denn die Kunst [der Schrift] schafft Vergessenheit in den Seelen derer, die sie erlernen, aus Achtlosigkeit gegen das Gedächtnis, da die Leute im Vertrauen auf das Schriftstück von außen sich erinnern lassen durch fremde Zeichen, nicht von innen heraus durch Selbstbesinnen.

Sprecher:

Es ist offensichtlich, dass Sokrates Recht hatte: Jede mediale und technologische Revolution lässt die Fähigkeiten der Menschen verkümmern, die dank der neuen Technik nicht mehr gebraucht werden. Das enorme Gedächtnis von Menschen in oralen Kulturen ist vielfach belegt. Für Sokrates konnte wahre Einsicht nur durch ein Gespräch des Meisters mit seinem Schüler entstehen: Nur solch ein Dialog lasse Erkenntnisse reifen und verinnerlichen. Die Schrift könne das nicht leisten:

Zitator 2:

Von Weisheit gibst du deinen Lehrlingen einen Schein, nicht die Wahrheit: wenn sie vieles gelesen haben ohne Belehrung, werden sie auch viel zu verstehen sich einbilden, [obwohl] sie doch größtenteils nichts verstehen und schwer zu ertragen sind im Umgang. Zu Dünkelweisen sind sie geworden und nicht zu Weisen.

Sprecher:

Wer die Bücher an der Wand hat, kann wohl immer noch seine Satisfaktionsfähigkeit in bestimmten bildungsbürgerlichen Kreisen vorweisen. Ob er wirklich weise ist, also gelernt hat, worauf es im Leben ankommt, steht auf einem völlig anderen Blatt.

An vieles, was ich gelesen habe, kann ich mich gar nicht mehr erinnern; ich bin ein Kind der vergesslichen Schriftkultur. Nur was ich mündlich von meinen Lektüren erzählen kann, ist mir wohl wirklich geblieben: und nur in der Art, wie ich davon spreche, hören die anderen, was mir geblieben ist: Hoffnung, Angst oder Geborgenheit. In der Stimme teile ich mich selbst mit; die Stimme verrät viel mehr vom Sprecher als nur das, was er sagt.

Und wenn ich nur schriebe, würde ich viel von mir verstecken. Denn die Schrift ist nicht einfach nur aufgeschriebene Stimme. Sie ist ein Zeichensystem, dass von den Menschen und ihren Stimmen unabhängig funktioniert. Dass die Schrift ein Gewinn ist, weil man Nachrichten über Raum- und Zeitgrenzen speichern und transportieren kann, ist offensichtlich, aber es ist ein Gewinn durch Abstraktion. Abstrahiert von den konkreten Menschen, die etwas sagen. In ihren Stimmen werden die konkreten Menschen hörbar, denn die Stimme ist ein Teil ihres Körpers. Und da Menschsein immer verkörpert ist, zeigt das gesprochene Wort viel von dem konkreten Körperwesen, das da spricht. Und was ein Mensch aussprechen kann, das hat er verinnerlicht. Was einen körperlichen Ausdruck findet, ist vorher irgendwie in Fleisch und Blut übergegangen.

Wir leben in digitalen Zeiten; da zeigt die Bücherwand schon eine gewisse Nostalgie an: Unendlich größer als papiere Bände es sein können, ist das digitale Wissen, das auf Festplatten und Servern in der ganzen Welt gespeichert und durch das weltweite Netz zugänglich ist. Wir müssen die Texte nicht mehr lesen, wir können sie nach Stichworten durchsuchen. Das ist praktisch, wir müssen einen Text nicht erst lesen, um ihn zu vergessen, wir können den größten Teil komplett ignorieren und zu dem Stichwort springen, das wir suchen. Wir müssen vieles nicht mehr lesen, wenn fast alles bequem verfügbar ist; es reicht, den Link zu kennen, wo man es nachlesen könnte. Der „Schein von Weisheit“ wird immer durchscheinender.

Aber die Textmaschine Internet, die alte Texte bewahrt und immer neue Texte produziert – kurze Kommentare, genauso wie lange Besinnungsaufsätze – hat sich gewandelt: Dank größerer Bandbreite wurde „eine neue Welt der permanent verfügbaren Mündlichkeit geschaffen“, wie es der Journalist Johan Schloemann von der Süddeutschen Zeitung genannt hat. Es wird gesprochen in Podcasts, Sprachnachrichten und direkt mit einem Gegenüber auf einem der kostengünstigen, digitalen Übertragungswege.

Keine schlechten Zeiten für das gesprochene Wort also. Auch während der Corona-Krise merken wir, dass wir mündliche Kommunikation mit anderen Menschen brauchen: All die Video-Konferenzen ermöglichen das Reden über die Distanz. Vieles könnten wir auch schriftlich erledigen; vielleicht sogar effizienter. Aber wir sehnen uns wohl nach Sprache und einem Gegenüber, mit dem wir reden können.

Und doch geht nicht alles durch den Bildschirm hindurch: Mich nervt bei Video-Gesprächen, dass der Gegenüber meist an mir vorbeischaut, weil er nicht in die Kamera, sondern auf das Bild von mir auf seinem Bildschirm blickt. Damit ich das

Gefühl habe, dass er mich anschaut, müsste er in die Kamera gucken und würde damit nun seinerseits nicht mehr meinen Blick sehen. Das Aneinander vorbeiblicken muss nicht, aber könnte das Aneinander vorbereiten begünstigen.

So ist das Video-Gespräch wohl nicht für sehr persönliche Mitteilungen geeignet, bei denen es auf Nuancen ankommt, kleine Gesten, Blicke und die Art der Präsenz im Raum. Viele Psychologen bestehen auf einem realen Treffen für ein Therapiegespräch: Nicht nur über die Stimme des Körpers, auch über den Rest des Körpers teilen sich die Menschen mit.

Auch das digitale Lernen in Schule und Universität eröffnet Freiheitsräume: Zuerst wohl den, dass nicht alle zur selben, womöglich nachtschlafenden Zeit am gleichen Ort sein müssen. Vieles kann, weil es gespeichert ist, zu einer selbst gewählten Zeit gelernt werden in individuellem Tempo. Und doch: Kindern fehlen erwachsene und gleichaltrige Personen, zu denen sie sich in ein Verhältnis setzen können. Und Studierende wollen von den Lehrenden oft auch mehr wissen als nur den Lernstoff: Wer ist der, der da spricht? Wofür steht er, welche Haltung zum Thema hat er? Dafür muss man den Lehrer oder die Dozentin doch einmal in einem konkreten Raum reden hören.

Sprecher:

Aber immerhin: In Zeiten der erzwungenen Distanz ist das Gespräch, mit Bild gar, eine Verbesserung gegenüber dem Medium, das früher genutzt wurde, um Kommunikation unter Abwesenden aufrecht zu erhalten: nämlich dem Brief. Der geschriebene Brief muss nicht dem körperlichen Auftritt einer Person entsprechen; eine Erfahrung, die schon der Apostel Paulus, ein berühmter Briefeschreiber, machen musste. Seine Adressaten in der Christen-Gemeinde in Korinth beschwerten sich:

Zitator 1:

Denn seine Briefe, sagen sie, wiegen schwer und sind stark; aber wenn er selbst anwesend ist, ist er schwach und seine Rede kläglich.

Sprecher:

Erfahrungen, die man auch 2000 Jahre später machen kann: Manche Email und mancher Kommentar im Netz sind kräftig bis ungehobelt – im direkten Gespräch treten die meisten Menschen konzilianter auf; dann können sie auch ihre Schwächen nicht mehr so gut verbergen wie hinter der Schrift. Ob der Apostel auch an diese Erfahrung dachte als er im selben Brief an die Korinther schrieb:

Zitator 1:

Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Sprecher:

Erstmal ging es ihm an dieser Stelle wohl um das Verhältnis zwischen dem geschriebenen Gesetz des Mose, der jüdischen Tora, und dem Evangelium, der Botschaft, die ihn und andere begeisterte. Eine Botschaft, die der Apostel mündlich ausgerichtet hat. Er zog umher und predigte. Die Briefe waren nur ein Notbehelf, die von ihm gegründeten Gemeinden weiter aus der Ferne zu betreuen. Der Geist Gottes

war verbunden, wenn nicht gebunden, an den Atem des Predigers, der Gottes Botschaft ausrichtete. Das hebräische wie das griechische Wort für Geist können auch schlicht Atem bedeuten. Wenn der Geist übersprang vom Prediger auf die Zuhörerinnen und Zuhörer, dann, so die Vorstellung des Apostels, inkorporierte sich der Geist Gottes in ihnen; das heißt die Glaubenden wurden von Gott geistig und körperlich erfüllt:

Zitator 1:

Ihr seid ein Brief Christi, durch unseren Dienst zubereitet, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln, nämlich eure Herzen.

Sprecher:

Die Stimme aus dem Körper des Predigers sorgt für eine Inspiration, eine Begeisterung, die sich wieder in den Körpern der Zuhörer niederschlägt. Der theologische Fachbergriff dafür ist Inkarnation: Fleischwerdung: Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns. Darauf kommt es dem Apostel an, dass sich seine Botschaft in den Körpern von Menschen kondensiert und so ihr Leben hinfert bestimmt. Das Christentum war damals noch keine Schriftreligion, sondern eine Religion des verkörperten Wortes. Dass ausgerechnet die Briefe, die aus der Verlegenheit seiner Abwesenheit entstanden sind, mal heilige Schriften werden, das hat der Apostel sich wohl niemals träumen lassen. Aber die Geschichte von Sprache und Schrift ist reich an überraschenden Volten: Es war ausgerechnet der erste Bestseller-Autor des Gutenberg-Zeitalters, ein Meister des geschriebenen Wortes, der den Charakter der christlichen Botschaft als einer mündlichen klar erkannt hat: gemeint ist Martin Luther. Er sagte es in Anspielung an Paulus Worte aus dem Korintherbrief:

Zitator 2:

Der Dienst des Neuen Testaments ist nämlich nicht in steinernen und toten Tafeln niedergelegt, sondern in den Klang der lebendigen Stimme gebracht. [...] Deswegen muss man sich mehr darum bemühen, dass es viele Prediger, als dass es gute Schreiber in der Kirche gibt.

Sprecher:

Obwohl Luther die Bibel übersetzte und seine Schriften traumhaft viele Auflagen erlebten, das eigentliche Wort Gottes ereignete sich für ihn im Gottesdienst durch die Predigt. Die Heilige Schrift war nur der Speicher, der notwendig war, die Botschaft über Raum und Zeit zu tragen. Der Prediger muss die Schrift mit seiner Stimme, mit seinem Atem quasi reanimieren. So war es nach Luthers Vorstellung. Er schreibt:

Zitator 2 (Luther):

„Evangelium“ sollte eigentlich nicht Schrift, sondern mündliches Wort sein, das die Schrift zu uns hinbrächte, wie es Christus und die Apostel getan haben. Darum hat auch Christus selbst nichts geschrieben, sondern nur geredet, und seine Lehre nicht Schrift, sondern Evangelium, das meint: eine gute Botschaft oder Verkündigung, genannt, die nicht mit der Feder, sondern mit dem Mund verbreitet werden sollte.

Sprecher:

Das war übrigens auch die Erfahrung, die Luther mit seinen eigenen Texten gemacht hat. Auch seine zahlreichen Schriften waren eigentlich nur Speicher, die auf eine mündliche Verkündigung warteten, denn Luther schrieb zu einer Zeit als die meisten Menschen noch nicht lesen konnten; das heißt, um in die Breite zu wirken, war er darauf angewiesen, dass seine deutschen Schriften vorgelesen wurden. Und das wurden sie auch und die rhythmische Sprache von Luthers Schriften eignete sich gut zum Vorlesen. Auch heute werden geschriebene Texte durch Vorlesen reanimiert: Kinderzimmer, Universität, Autorenlesungen und das Radio sind die bevorzugten Orte dafür, deren Wichtigkeit für das Frischhalten einer Kultur man kaum überschätzen kann.

Für Luther braucht es also den Prediger zur Ausrichtung von Gottes Wort, die schriftliche Bibel allein genügt nicht. Das kann man weiterdenken: Die Stimme seines Körpers zeigt etwas vom Prediger, sie macht ihn transparent; vielleicht auch verletzlich. Das gehört zur Botschaft Gottes dazu, weil im Prediger irgendwie der Geist Gottes verkörpert ist. Nur mit seiner individuellen Verkörperung des Geistes, das heißt in dem der Prediger sein Leben und sein Ringen mit der christlichen Botschaft wenigstens aufscheinen lässt, kann er Gottes Wort ausrichten. Aber auch das genügt noch nicht. Luther nennt noch eine Bedingung, damit wirklich Gottes Wort entsteht: es braucht Hörerinnen und Hörer.

Zitator 2:

Natura verbi est audiri.

Sprecher:

Schrieb Martin Luther auf Latein; das heißt auf deutsch:

Zitator 2:

Die Natur des Wortes besteht darin, dass es gehört wird.

Sprecher:

Erst wenn die Worte des Predigers gehört werden – man kann ergänzen – zustimmend gehört werden, wenn sie also Glauben hervorrufen, dann werden sie zu Gottes Wort. Das Wort Gottes hat kein Mensch für sich allein, es entsteht in einem Prozess zwischen den Menschen. Die Predigt wird zu Gottes Wort, wenn sie bei den Hörenden eine Resonanz auslöst. Wenn das Wort des Predigers resonanzlos verklingt, dann war es nicht Gottes Wort. So gesehen sind uninspirierende und langweilige Predigten für die Kirche eigentlich der größte anzunehmende Unfall.

Wenn man von der theologischen Ebene herunterkommt, landet man wieder bei Heinrich von Kleist, für den beim Verfertigen der Gedanken immer zwei beteiligt sind, die durch ihre Körper, also Stimmen und Gesten, aufeinander einwirken. Aber von Paulus und Luther bringen wir mehr mit als nur die zufällige Geste der Schwester, die dem Bruder beim Sprechen den Gedanken entlockt. Die Hörenden müssen angesprochen und begeistert werden und damit das Gesprochene beglaubigen. Wenn das nicht sofort gelingt, sollten sie rückfragen, und der oder die Sprechende sollten

anders als ein Text nicht stumm bleiben: Der sokratische Dialog scheint auf; das Gespräch zwischen zwei oder mehr Menschen, in dem die Wahrheit entsteht oder zumindest Sinn. „Das Gehirn ist ein Beziehungsorgan“, sagt der Psychiater und Philosoph Thomas Fuchs. Und weiter: Sinn hat nicht einer allein, er entsteht nicht in den Hirnwindungen eines genialen Einzelnen, sondern immer nur im Austausch zwischen mehreren Hirnen, die sich miteinander vernetzen. Diese Verbindung geschieht am differenzierertesten durch Sprache, am persönlichsten und anregendsten durch beatmete und begeisterte: also gesprochene Sprache.

Das sollte immer in Erinnerung sein, wenn jetzt von den digitalen Möglichkeiten während der Zeit körperlicher Distanz geschwärmt wird. Natürlich ist das schön, was derzeit mit Hilfe digitaler Gesprächskanäle möglich ist – und es ist besser, als wenn wir uns nur gegenseitig mit Textnachrichten anschreiben. Aber damit eine wesentliche Dimension des Menschseins nicht verloren geht, damit Sinn und Bedeutung entstehen, darf nicht auf den Raum verzichtet werden, in dem zwei oder mehr Menschen körperlich anwesend sind und leiblich-sprachlich aufeinander reagieren – ohne Unterbrechung durch einen Bildschirm und ohne Vermittlung durch die Schrift. Denn es gilt das gesprochene Wort.

* * *

Zum Autor:

Christoph Fleischmann, Publizist und Journalist, er arbeitet überwiegend für den WDR und den ARD-Hörfunk